

Leseprobe ‚Grazie, Genova – Zwei Jahre al dente‘ (Taschenbuch)

Teil I: Benvenuta in Italia!

«Ziehst du etwa um?» Der junge Mann verzerrt das Gesicht und wuchtet meine beiden Koffer in den Zug.

«Ich wandere aus!»

Seine Augen treten hervor, er verschluckt sich. Ich klopfe ihm schnell auf den Rücken und sehe mich um: Wo sind die Gepäckablagen in den Schweizer Waggonen? Im Wagen nebenan stoße ich auf ein leeres Abteil mit Fahrradständern. Ein rot umrandertes Schild klebt an der Tür, darauf sind Gepäckstücke abgebildet und durchgestrichen. Ich zerre einen meiner prall vollen Koffer in den Großraumwagen und überspringe sofort einen Atemzug – es stinkt nach Luft, die zu oft ein- und ausgeatmet wurde. Mein Koffer stößt immer wieder auf Widerstand, doch ich ziehe weiter.

«Au! Passen Sie doch auf!»

«Himmelarsch und Donnerzwrn!»

«Mamma mia!»

Ich ignoriere die Flüche meiner Mitreisenden und presse den Koffer – soweit möglich – zwischen zwei Sitze. Langsam laufe ich weiter, suche nach anderen freien Ecken. Nichts. Der zweite Koffer bleibt also neben der Waggontür zwischengeparkt; hoffentlich fällt er nicht um! Sobald der Zug anfährt, knallt es, etliche Fahrgäste schrecken hoch. Ich sehe unschuldig aus dem Fenster.

«Fahrkarten bit ... was zum Teufel ...»

Es rumst und der Schaffner stolpert in den Gang.

«Wem gehört dieser Koffer?»

Er tritt gegen mein dreißig Kilo schweres Gepäckstück und beugt sich hinab, um es hochzuheben. Ich mustere von Weitem seinen Hintern: Ein typischer Fall von Arsch frisst Hose! Er dreht sich um, ich stelle mich schlafend, doch zu spät – der Blick, wie Gollums aus ‚Herr der Ringe‘, verfolgt mich bis hinter geschlossene Lider.

Etwa alle fünfzehn Minuten hake ich mit mehreren Blicken ab, ob der schwarze Koffer noch zwischen den Sitzen klemmt, mein Rucksack aus dem Fach über meinem Platz hängt und die Laptotasche zwischen meinen Beinen steckt; Pizzaduft bestätigt mir, dass die Provianttüte noch neben mir steht. Den mit einem Hängeschloss gesicherten Koffer im Türbereich überlasse ich seinem Schicksal – sein Gewicht wird jeden Dieb abschrecken.

Ich kann mich nicht auf das Buch in meinem Schoß konzentrieren, meine Gedanken schieben sich über die geschriebenen Worte – alles ist so schnell gegangen, ich kann es selbst noch nicht fassen! Eine Woche hatte ich Zeit, um ein paar Klamotten, Schuhe und Kosmetika auf zwei Koffer zu verteilen, meine Stelle als Assistentin an einem Universitätsinstitut zu kündigen und den neidischen Ex-Kollegen zu erklären, wie ich im Traumurlands Italien einen Job als Lehrerin für Deutsch und Englisch ergatteren konnte. Dabei war das Ganze gar nicht traumhaft verlaufen:

Die Einladung zum Vorstellungsgespräch nach Genua hatte ich am Tag vor dem Termin erhalten und das Gespräch selbst hatte auf mich den Eindruck einer improvisierten Stand-up-Comedy mit zwei Amateuren gemacht, dem Chef-Ehepaar Giulia und Massimo. Wie ich sofort erfuhr, stammte sie aus der deutschsprachigen Schweiz, hatte aber einen italienischen Vater, er dagegen war Italiener, der fünf Jahre lang in Deutschland gelebt hatte. Das Gespräch war auf Deutsch, anscheinend auch die Kommunikationssprache des Ehepaars.

«Massimo, was sagst du zu dem Lebenslauf von Frau ...?»

«Ich dachte, du hättest ihn gelesen!»

«Ich habe dir die E-Mail weitergeleitet!»

«Hast du nicht reingeschaut?»

Giulia legte die Hände auf den Tisch und betrachtete mich mit zusammengekniffenen Lippen und den Augen eines Welpen, der zu Unrecht einer Schandtat beschuldigt wird.

«Erzählen Sie uns einfach, was Sie bisher gemacht haben!»

Ich wiederholte den Inhalt meiner ausführlichen E-Mail:

«Wie ich geschrieben habe, habe ich noch nicht als Lehrerin gearbeitet ...»

«Sie haben gar keine Erfahrung?»

«Hast du das nicht gelesen?» Giulia brachte Massimo mit einem Handzeichen zum Schweigen.

«Warum haben Sie sich überhaupt bei uns beworben?»

«Ich suche eine neue Herausforderung im Ausland!»

Von der Straße ertönte lautes Jauchzen und beide Chefs stürzten ans geöffnete Fenster. Die Aussicht von der privaten Sprachschule im dritten Stock eines klotzigen Palazzos entlockte dem Paar viele Ahs und Ohs. Ich sah den beiden mit offenem Mund nach, mich fragend, was es da wohl Spannendes zu sehen gab.

«Massimo, hast du gesehen, wie viele Leute da unterwegs sind?»

«Dieser Umzug in die Via Balbi war sein Geld wert! Unser neuer Sitz wird eine Goldgrube!»

«Die zentrale Lage ist wichtig – und Werbung! Hast du die Flyer gesehen? Das war meine Idee!»

«Da ist die neue Praktikantin, Lisa!»

«Diese Schule ist unsere Lebensgrundlage! Wir werden hier alt und ...»

Wie bei einem Tennismatch sprang mein Blick von Giulia zu Massimo – wo zum Teufel war ich gelandet? Während die Chefs weiterplauderten, erinnerte ich mich an meine Gratislektion Italienisch im Flieger nach Mailand, inmitten einer Gruppe italienischer Studenten: Sie begannen jeden zweiten Satz mit 'Che cazzo'. Die Bedeutung interessierte mich brennend, ich fragte den jungen Mann neben mir. «Wörtlich heißt das 'was zum Schwanz'», erklärte er lachend in perfektem Deutsch. «Die Deutschen beschwören den Teufel, wenn ihnen etwas suspekt ist, wir Italiener den Schwanz!»

Ich betrachtete Giulia und Massimo. Wenn ich den Studenten nicht falsch verstanden hatte, waren diese Chefs ein klarer Fall für 'che cazzo'.

Die beiden baten mich, am nächsten Morgen eine Probestunde als Lehrerin für Englisch abzulegen – mit sehr gemischten Gefühlen nickte ich den Termin ab.

«Schlaf aus und fahr dann ans Meer», flüsterte mir meine genießerische Stimme zu. «Du hast doch gar kein Interesse mehr an dem Job!»

«Aber du kannst nicht einfach verschwinden, bei der ersten Hürde schlappmachen!», konterte die Vernunft. «Steh über der Anarchie der Chefs und bring die Reise zu einem professionellen Ende, du hast nichts zu verlieren!»

Dieses Mal ließ ich die Vernunft gewinnen. Ich absolvierte eine Probestunde, auf die ich mich eine Minute lang vorbereitet hatte. Mit auf den Tisch klopfenden Fingern wartete ich, während Giulia mir die auf drei DIN-A4-Seiten gesammelten Kritikpunkte entgegenschleuderte, als Massimo schon aus dem Raum gestürzt war. Nach ihren einleitenden Worten: «Ihr Tafelbild ist wie ein Blumengarten!», schalteten meine Ohren auf Autopilot – ich sehnte mich nach der Sonne vor dem Fenster. Giulia hätte mir sofort sagen können, dass ich für die Stelle ungeeignet war, und unsere Wege hätten sich auf immer geschieden. Doch plötzlich, während meiner Tagträume von Wärme und dem Meer, vernahm ich die Sätze: «Trotz allem ... ich gebe Ihnen die Chance, Sie können die Stelle haben. Eine italienische Weisheit sagt 'Nessuno nasce imparato' – es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Ich denke, dass Sie sehr lernfähig sind, und Sie sind mir sympathisch!»

Ich schreckte auf und starrte die Frau an.

«Was?»

Zum ersten Mal schien mich Giulia direkt anzuschauen, und sie lächelte mir aufmunternd zu – wartete auf einen Hurraschrei. Aber der blieb aus; damit hatte ich nicht gerechnet! Ich wollte die Stelle doch gar

nicht mehr! Wollte ich überhaupt in diesem Beruf arbeiten? Ich hatte ihn als Sprungbrett ins Ausland gesehen, aber auf einmal erschien er mir viel anstrengender, als ich noch vor ein paar Tagen dachte. Nun hatte ich dieses Angebot – als Sprachlehrerin an einer internationalen Sprachschule in Genua, im wunderschönen Ligurien, am Mittelmeer. Che cazzo sollte ich jetzt tun?

Ich betrachte die vor dem Zugfenster vorbeisausenden Felder und frage mich, wie lange es noch bis Zürich dauert. War meine Entscheidung richtig? Es gab viele Gründe, nein zu sagen zu diesem Schritt in ein neues Leben: Nein, weil die Chefs unheimlich waren; nein, weil ich Angst hatte vor der neuen Arbeit als Sprachlehrerin; nein, weil ich schon in zehn Tagen anfangen musste; nein, weil das Gehalt mies war; nein, weil mein Italienisch nur ausreichte, um eine Pizza zu bestellen; nein, weil ich nicht wusste, wo ich wohnen sollte; nein, weil es bestimmt viel bessere Angebote gab!

Was hatte ich mir gedacht, als ich mich auf diese Anzeige im Internet bewarb? Alles begann mit Fernweh, mit Träumereien von einem Neuanfang im Ausland; ich verspürte immer öfter ein Kribbeln im ganzen Körper, das sich mit vielen kurzen und langen Reisen nicht mehr stillen ließ – eine Sehnsucht nach Abenteuer, die mich drängte, Bewerbungen in verschiedene Länder zu schicken. Aber Träumen war einfach, weil in der Traumwelt alles passte. Dieser Traum, der nun wahr werden sollte, fühlte sich wie eine Ohrfeige an – überraschend, schallend und schmerzhaft.

Ich wollte nicht eine von jenen bleiben, die sich ein Leben lang von der heimischen Couch aus an herrliche Orte versetzten und Mutproben überstanden, ohne einen Millimeter weit das Hinterteil anzuheben. Aber träumen war wie das Paradies und ich hatte den Eindruck, jemand habe mich plötzlich daraus verbannt und eine Wand der Realität davorgeschieben; ich konnte davor stehen bleiben oder nach einer Tür suchen, hindurchgehen und herausfinden, was mich auf der anderen Seite erwartete.

«IN WENIGEN MINUTEN ERREICHEN WIR ZÜRICH HAUPTBAHNHOF!»

Die Durchsage lässt mich zusammenschrecken. Ja, ich hatte mich dazu durchgerungen, meine Couch zu verlassen und meinem Traum zu folgen, auch wenn ich ihn mehrmals in realitätsgerechte Happen zerschneiden müsste. Von den meisten Leuten in meiner Heimat konnte ich mich nicht einmal verabschieden, doch alle schworen telefonisch oder per E-Mail, mich bald zu besuchen; immerhin läge Italien praktisch um die Ecke – und überhaupt, Italien! Wer macht da nicht gern Urlaub?

«Ist das Ihr Koffer?» Der Schweizer Schaffner zerrt meinen umgefallenen Koffer von der Tür fort und schubst ihn mir entgegen. Gollum! Mit viel Fleisch auf den Knochen.

«Könnten Sie mir einen Gepäckträger zum Waggon rufen?»

«In der Schweiz haben wir keine Gepäckträger!» Das Gesicht des Mannes sieht aus, als sei es beim Erbrechen erstarrt; er mustert mich auf meiner Gesamtlänge von einem Meter fünfundsiebzig.

«Kaufen Sie sich eine bequemere Hose, vielleicht hebt das Ihre Laune», murmele ich und wende mich ab.

«Wie bitte?» Der Schaffner schnauzt in meinen Nacken.

«Nichts.»

Seufzend baue ich mich neben der Tür auf und mache mich auf das Schlimmste gefasst: Der Zug hat zwanzig Minuten Verspätung und ich noch genau vier Minuten Zeit, um mit meinen gut hundert Kilo Gepäck das Gleis zu wechseln und meinen Anschlusszug nach Mailand zu erreichen.

Zürich hat einen Sackbahnhof.

«Entschuldigung, können Sie mir sagen, wo ich eine Rolltreppe oder einen Aufzug finde?»

Der Gefragte betrachtet mich irritiert. «Gibt es nicht, nur die Treppen hier, aber Sie können bis zum Ende des Bahnsteigs laufen und dann nach rechts zu den anderen Gleisen gehen.»

Ich sehe mindestens achtzig Meter Bahnsteig vor mir, den meine Augen nach Gepäckwagen abjagen – vergebens! Mit fünf Gepäckstücken kann ich mich ungefähr einen halben Meter pro Minute vorwärts bewegen. Ich laufe so schnell wie möglich, verfluche die nicht existierenden Schweizer Gepäckträger und Rolltreppen mit jedem Schritt. Noch eine Minute und mein Zug nach Mailand wäre weg!

Irgendwie schaffe ich es auf das richtige Gleis. Da steht er – mein Direktzug nach Italien. Rücken und Arme sind vor Schmerz fast gelähmt, in meinem Kopf wütet ein Specht. Ich gehe weiter – Fuß vor Fuß. Die Koffer und mein Oberkörper kämpfen um meine Arme, der Rucksack reißt mich nach hinten. Der Gurt der Laptop Tasche schneidet in meinen Hals, die Tüte mit dem unberührten Essen wird mit jedem Schritt schwerer. Schweißperlen arbeiten sich von meiner Stirn zu meinen Augen und die Wangen hinab. Mir ist kalt unter dem durchtränkten T-Shirt. Endlich stehe ich am Zug. Ich atme auf und strecke die Hand nach der Tür aus.

Der Zug fährt ab.

Ich starre den roten Rücklichtern nach. Die Koffer zerren an meinen Armen; erschöpft schmeiße ich alles hin. Hundert Kilo knallen zu Boden – ich setze mich genau zwischen sie; schlage auf einen Koffer ein, bis meinen Armen auch das zu viel wird.

«Verdammt nochmal!» Auf meinen Schrei hin richten sich viele Augenpaare auf mich, doch niemand nähert sich mir. «Das darf nicht wahr sein!» Meine Stimme zittert. Was mache ich hier?

Auch wenn ich den nächsten Zug zurück nach Köln nehmen könnte, weiß ich, dass es kein Zurück gibt – nicht, wenn ich vorwärtskommen will. Doch gleichzeitig ist dieses 'vorwärts' so viel angsteinflößender als die Erinnerungen an das schon Gelebte, das Bekannte. Ich wünsche mir eine Decke, unter der ich mich verkriechen kann, weit weg von diesem kalten Bahnsteig und den abschätzenden Blicken anderer Passagiere.

Schließlich trocknen meine Tränen und es fließen keine neuen nach. Ich erwache aus meiner Trance und klaube mein Gepäck vom Boden auf. Schritt für Schritt schleppe ich meine Last zum Informationsschalter am anderen Bahnhofsende, um mein Anslussticket umschreiben zu lassen.

«Kein Problem, der nächste Zug geht in zwei Stunden. Ein Direktzug nach Mailand fährt heute nicht mehr, Sie müssen in Lugano umsteigen.»

«Wie lange habe ich dort?»

«Fünf Minuten.» Der Angestellte sieht, dass ich blass werde.

«Keine Sorge, der Zug wartet auf dem Gleis gegenüber.» Er lächelt mir aufmunternd zu, während er einen mitleidigen Blick auf mein Gepäck wirft.

Zum Glück habe ich alle Tränen bereits geweint. Ich nehme meinen Gutschein für ein Freigetränk und schiebe meinen Haushalt unter vielen amüsierten Blicken in eine Bar – was jetzt?

Kurz starre ich auf die Koffer, dann auf meine anschwellenden Handinnenflächen. Ich packe mein Handy und die aus dem Internet ausgedruckte Wohnungsanzeige für eine Zweizimmerwohnung in Genuas Altstadt. Mit zitternden Fingern wähle ich die Nummer der Maklerin; laut Internetanzeige ist sie auch sonntags telefonisch erreichbar, was mir sonderbar erscheint – arbeiten die als eher arbeitsscheu und undiszipliniert verschrienen Italiener etwa auch sonntags?

Die Maklerin antwortet nach dem ersten Klingeln. In Spanisch, das ich zu veritalienischen versuche, erkläre ich mein Anliegen; fünf Minuten später notiere ich Zeit und Ort für den ersten Besichtigungstermin einer genuesischen Wohnung am folgenden Tag.